

Maja Gal Štormar, Denk an mich, wenn es dir gut geht

(Auszug)

Nein, das ist keine *Geschichte*. Es hat keine Struktur, keinen Anfang, kein Ende. Es ist ein einziger *Wunsch*. Gefangen in seinem vollen Fluss. Inmitten von Nichts. Zwischen Anfang und Ende, die sich nur erahnen lassen. Wie ein Vollmond über einem Kahlschlag mitten im Karst, wie ein *Mann*, der inmitten einer niedergemetzelten Wiese steht und über eine Wucherung schweigt, über ein Wort, das einem den Mund zu eng macht, um alles hinausschreien zu können. Es ist nur ein Wort, das senkrecht auf die ausgebrochene Erde aufprallt, wie ein Pfahl, der in all seiner stumpfen Grausamkeit gegen die aufgeweichte Erde brüllt, bis die Sonne auftritt. Eine Sonnenwucherung. Und denken Sie sich einfach, es finge an. Nein, es fängt nicht an, es setzt sich nur fort.

DIE UNERTRÄGLICHKEIT DES ANFANGS

Es hätte gereicht, wenn ich gefallen wäre. In den Strom gefallen wäre. Wie wenn man eines Sommers versehentlich in den Fluss fällt, den man schon so lange vom Ufer aus betrachtet hat. Man hat sich aus dem einen oder anderen gewichtigen Grund nicht hineingetraut (*und, ja, alle Gründe sind immer gewichtig, besonders, wenn sie uns von etwas fernhalten*), auch wenn man irgendwelchen statistischen Daten zufolge schon fast zur Hälfte drin ist. Es wäre vielleicht schon genug gewesen, in diesem Fluss einen *Fisch* zu fangen, so habe ich das eben genannt, ebensogut hätte ich ihn den *eigentlichen Gedanken* nennen können, der mich verfolgt, seit ich diese Erde betreten habe. Ich weiß nicht, wann dieses Bedürfnis aufgetreten ist, die *Eigentlichkeit des Gedankens* zu jagen, deshalb sage ich, schon immer. Von Anfang an. Es begann im Ursprung. Es hätte also gereicht, wenn ich von Anfang an angefangen hätte. Wenn ich jenen Augenblick als Anfang nehme, als man mir die Nabelschnur durchschnitt. Oder den Moment, in dem bei meiner Mutter das Fruchtwasser auslief. Ein dünner warmer schleimiger Fluss zwischen ihren Beinen hervor, ein kleiner Wasserfall, und mein Vater sie im weißen Fiat ins Krankenhaus fuhr. Wegen der unerträglichen Wehenschmerzen zündet er ihr eine Zigarre an, und sie pustet und zieht wie verrückt. *Wasser, Fiat, Zigarre*, mein Anfang und ein Mann, von dem ich den Rücken sehe. Er fährt Auto. Ein Anfang, der eine äußerst schmerzhafteste Erweiterung der Hüften verursacht, unerträgliche Schmerzen. Eine Geburt als Augenblick des Schmerzes und gleichzeitiger momentaner Freude. Gleiten. Weinen. Schnitt und Weinen. Ein Knall in den Lungen, die Seifenblase löst sich auf und man beginnt zu atmen. Allein. Selbst. Eigenständig. Vom Schmerz zur Freude. Weinen, das freudige Weinen des Entstehens. Und der Mann, von dem

ich nur den Rücken sehe. Geht er fort, steht er da oder lenkt er nur die Karawane und ist es daher selbstverständlich, dass er mir den Rücken zudreht?

Es ist nicht einmal ein Gedanke, um ehrlich zu sein, das, was mich zum Explodieren bringt, das, was ich erwischen will, das, was ich gerne in Worte fassen würde: nur zottelige Materie ist es, vielleicht ein Bild, etwas, was sich verwickelt und nur für Augenblicke sein Ende in Reinschrift und klar lesbar darbietet. Nur für Augenblicke zeigt es sich als klares Ende, Klärung des Durcheinanders. Mit ihm tritt Hoffnung aus, ein heller, klarer Spalt des Behagens. *Aufatmen*. Das würde ich, vielleicht, einfangen wollen. Aber diese Behaglichkeit zeigt sich nur gelegentlich und in stoßartigen Schüben und für gewöhnlich dann, wenn ich in Bewegung bin, wenn ich mit dem Auto fahre, nicht mehr mit dem Fiat, sondern mit meinem Auto, mit dem roten *Rosso malizioso Sechzehnventiler*¹. Gehe ich fort, stehe ich oder lenke ich nur diese Karawane und ist es daher selbstverständlich, dass ich mir den Rücken zudrehe? Also, wenn ich fahre und wenn ich nicht zu Hause bin. *Wenn ich nicht zu Hause bin*, sage ich, wiederhole ich überrascht. Warum nur dann? Was bedeutet das, zu Hause sein? Wohnen? Leben? Sein? In den vier Wänden des Erwachsenseins wohnen und sich noch immer wie ein Fremder, wie ein Geheimagent im Haus der Kindheit herumdrücken? Spionieren? Wem hinterherspionieren?

Es würde ausreichen, wenn ich hiermit anfinde: Was bedeutet es, ein Zuhause zu haben? Einen Fluss. Ein *Flusszuhause*. Und dann führe ich mit der Untersuchung fort, wo das erste Zuhause aufhört und das zweite anfängt, wohin sich der Fluss ergießen wird, in den ich gerne einträte. Denn solange ich nicht in ihn hineinsteige, laufe ich nicht, vergehe ich nicht. Deshalb

¹ Rosso malizioso – bösesartiges Rot

stehe ich vielleicht am Ufer, wie eine Göttin. Eine Göttin mit Verspätung. Weil ich Angst habe, *auszulaufen. Endgültig auszulaufen*. Deshalb lieber nicht anfangen, wenn man nicht weiß, wie man aufhört. Ist Obdachloser zu sein eine Kategorie der Schwäche?

Ich weiß nicht, warum ich all das schreibe, wie ich nicht weiß, warum ich schon einen ganzen Monat lang eine unbekannte Blume auf meinem Balkon gieße und pflege. Ich frage zufällig Vorübergehende, ob diese wuchernde Kreatur nicht vielleicht eine Kartoffel ist, vielleicht sind es Erdbeeren, vielleicht eine Tomate. Etwas, was man gebrauchen könnte. Etwas, was mich ernähren würde. Sie wächst unglaublich schnell, breitet die Blätter aus, sie ist gierig, jeden Tag fordert sie einen großen Eimer Wasser. Dann schießt mir ein Gedanke durch den Kopf. Vielleicht ist es nur Unkraut. Möglicherweise züchte ich Unkraut. Etwas, das hartnäckig und parasitisch ist. Etwas, das *gesunde* und zentrierte Leute herausreißen und fortwerfen, schon gleich im Keim ersticken. *Weil es nicht ernährt? Etwas Lebendiges nur deshalb töten, weil es uns nicht ernährt? Muss das Pflegen von etwas mit einem Zweck, mit Eigennutz und Durchdachtheit verbunden sein?* Und ich lasse es zu, dass sich ihre Unbrauchbarkeit verbreitet und fortpflanzt. Und warte, dass sie Früchte trägt. *Früchte trägt oder ausartet? Trägt Unkraut Früchte?*

Es hätte wahrscheinlich gereicht, wenn ich gefallen wäre. In den Strom gefallen wäre. Und aufgehört hätte, eine außenstehende Beobachterin zu sein, *eine außenstehende Berichterstatteerin über mein Leben*. Vielleicht hätte mich jemand hineinstoßen können. In den Fluss stoßen. Ins Glück stoßen. Vielleicht hätte ich jemanden anheuern können, dass er mich hineinschubst, wie damals, als ich einen Freund bat, ich war schon ein gutes Stück über zwanzig, mir am Fahrrad, am hinteren Teil, kleine Stützräder zu befestigen. Mein Vater hat mir nämlich nie das Fahrradfahren beigebracht und ich hatte einfach Angst, so ohne alles den

Abhang hinunterzufahren, Angst, die Kontrolle zu verlieren. Die kleinen Räder zum Halten des Gleichgewichts brauchte ich und ich bat ihn, also den Freund, sie von Tag zu Tag ein wenig höher zu setzen, aber so, dass ich es nicht merken würde, heimlich, obwohl ich es wissen würde, und ich würde mich zugleich meisterhaft verstellen, als hätte ich trotzdem noch die Stütze, bis ich mich *mit Vertrauen* auf einen langen Fahrradmarathon begeben würde. Auf die gleiche Weise könnte mich jemand aus reiner Milde in den Fluss stoßen, ins Glück, in den Strom. Ich finge an zu vertrauen, obwohl mein Vertrauen aus einer Notlüge erwüchse. Ich finge an zu leben, denn mir scheint noch immer, dass ich nicht im Strom bin, dass ich nur am Ufer stehe, dass ich nur von Zeit zu Zeit meine Füße im angeschwemmten Kies durchnässe, dass ich mich nur von Zeit zu Zeit in der Eiseskälte wasche, dass ich nur von Zeit zu Zeit in die Mitte springe, aber nur für einen Moment, denn gleich darauf suche ich schon einen Stein, auf den ich mich stützen kann und wieder nur schauen und schauen, eine stumme Beobachterin, wie der Fluss an mir vorbeifließt. *Eine außenstehende Berichterstatterin über mein Leben.*

Ich warte unaufhörlich auf etwas. Ich versuche, mich an diesen ersten Druck zu erinnern, diese Not, als ich selbst atmen wollte, als ich mit dem Kopf gen Ausgang drängte. Ich versuche, die Stärke des Scheitels zu spüren, der stur auf den Lichtspalt aufprallt und unsanft die mütterlichen Knochen weitet, bricht. Ich versuche, mich an den Moment zu erinnern, als ich mit einer Horde wild gewordener Spermien auf die Eizelle zujagte. Ich versuche, mich an diesen Moment des Triumphs zu erinnern, als ich erkannte, dass ich es geschafft hatte. Nur ich unter Milliarden von Marathonläufern. Ich würde mich gerne erinnern, wie sich das Köpfchen des Spermiums in das weiche Gewebe der Eizelle geschoben hat, sich noch tiefer in das durchblutete Magma der Entstehung gedrängt und den Schwanz abgetrennt hat, den es nicht mehr brauchte. Ich versuche, mich an das Wesen in der mütterlichen Zelle zu erinnern. In dieser Zelle, die sich in alle Vergänglichkeit und Ewigkeit teilt. Ich versuche, mich zu erinnern, wie bravourös und selbstbewusst ich das gemacht habe. Es war selbstverständlich, dass ich geboren werden wollte. Es war selbstverständlich, dass ich werden wollte, selbstverständlich, dass ich Trägerin des Lebens bin. Ich hatte es geschafft. Ich, die nicht in

der Lage ist, einen Kilometer zu laufen, ohne dass mich mein Rücken im Stich lässt, dass mich meine zu wenig genutzte Lungenkapazität im Stich lässt. Ich versuche, mich an das Gefühl des ersten Sieges zu erinnern, der Abgeschlossenheit, der ruhigen Erholung von der Empfängnis in der Eizelle und der Freude des Wachsens, die noch vor mir liegt. Habe ich damals geliebt?

Für einige ist das Glück jener Moment, den sie *zu Hause sein* nennen, in sich, anwesend, dieser flüchtige Freudenrausch, der schon versiegt, kurz nachdem er das Gehirn überflutet hat. Denn dort soll angeblich alles stattfinden, im Gehirn, in der Chemie, in den Hormonen. Manche wiederholen das sehr gerne, aber vielleicht rechtfertigen sie sich nur und fliehen mit der Wissenschaft vor etwas, das sie überraschen und ihnen überlegen sein könnte. Das Ende ihrer Kontrolle bedeuten. Vielleicht ist die Wissenschaft genau die gleiche Spekulation wie alle anderen Divinationen, nur mit dem Unterschied, das hinter ihr eine Maschinerie steht, oh, *wie witzig*, eine Maschinerie, die nicht zuletzt der beschränkte menschliche Verstand geschaffen hat. Ich gebe niemandem endgültig Recht, weil ich es nicht weiß. Aber ich wüsste es gerne. Ich fiel gerne in den Strom des *Aufatmens*. Fände mein Zuhause. Sein, also, entspannt und glücklich. In sich selbst wohnen. Immer. Ohne Zweifel, ohne Kontrolle. Auf der Couch, einer Ausziehcouch, die gleichzeitig ein Herz sein kann, ein Ausziehherz, mit einem Bier oder einer Cola in der Hand, die ein Getreidefeld des Streichelns sein kann, mit einem Becher Kastanieneis, das ein *mein Ballon kann ein Regenschirm sein* sein kann, mit Beinen, die Liebe sind, mit den Füßen auf dem Tisch, der ein Hoizont sein kann, der sich niemals wiederholt in seiner Ausführung des Sonnenuntergangs. War der Augenblick meiner Geburt so? War ich damals glücklich? War mein erstes Weinen ein Weinen der Rührung, dass ich mich auf diesem Planeten materialisiert hatte? Wer weiß das schon. Mama sagt, ich hätte gesungen. Kein bisschen geweint, sondern eine Art Tonleiter gesungen. Eine Tonleiter in einer besonderen Tonart, mit einem besonderen synkopierten Rhythmus. Was war das für eine Melodie? Eine glückliche in Dur oder eine wehmütige in Moll?

Das Glück als Verbform gibt es nicht. Vielleicht deshalb, weil es keine Dauer enthält, es ist nur ein Knall, ein Zucken. Es ist ein vollendeter Zustand, eine Ahnung, aber nie eine Unvollendetheit. In der unvollendeten Verbform des *Imperfekts* hörte sich das Glück vermutlich an wie *glückliches Zusammentreffen. Lächeln. Ja. Glückliches Zusammentreffen.* Die Flüchtigkeiten, die in uns aufkeimen und im Vergessen versinken. Nur glückliches Zusammentreffen bringt Dauer mit sich. Und auch die ist begrenzt. (*Wieder überfällt mich die Erkenntnis.*) Mit dem Haltbarkeitsdatum auf der Schachtel. Von bis. Von Ablauf zu Ablauf. Vom ersten Abfließen des Samens zum Abfließen des Flusses ins Meer. Und dazwischen glücklich zusammentreffen. Das Datum ist auf der Verpackung aufgedruckt. Möglichst innerhalb der empfohlenen Zeit aufbrauchen. Nach Ablauf des Haltbarkeitsdatums unbedingt wegwerfen. Kommen, also, um glücklich zusammenzutreffen, und dann fortgehen.

Ich schleiche wie eine Katze um den heißen Brei. Ich fange nicht an. Ich kann noch nicht. Ich werde den Film noch ein paar Mal an den Anfang zurückspulen müssen. Ist das wirklich so schwer? Zu sagen, dass ich auf einem Stuhl sitze und ins Leere blicke? Ich versuche mich zu erinnern, es herbeizurufen. Die Menschen im Zimmer warten respektvoll. Sie sind geduldig. Sie schweigen. Sie wissen, wie schwer es ist, einen leeren Stuhl anzusehen. Ist der Stuhl, auf dem ich sitze, wirklich leer?

Und so kehre ich zu dieser *Eigentlichkeit des Gedankens* zurück, die mich treibt, zu ihrer Flüchtigkeit. Ich würde versuchen, sie an ihrem Ende zu packen, vielleicht, jetzt nicht mehr am Anfang, am Ende, und so tun, als könne man einen *Fisch* mit der Hand fangen. Aber wir

sind nie, so scheint mir, ausreichend bewaffnet, ausreichend ausgerüstet für die Jagd nach der Eigentlichkeit ... Oder ich packte sie am abgeschnittenen, ausgefranstem Ende des Fadens, gerissen, wie nach abgeschlossenen Einstichen in das weiche Gewebe eines Kindernachthemds, das ich nie getragen habe, in der Erwartung, erwachsen zu werden. Ein Nachthemd, das ich bis in alle Ewigkeit geflickt habe. Vielleicht würde ich mir gerne das Ganze betrachten, von Ferne, durch ein Weitwinkelobjektiv, wie ein Schneider den grauen Zwirn sieht, in der Fabrik aufgewickelt auf eine Kartonspule, und genau weiß, wo sein Anfang und wo sein Ende ist, alles in einem Stück. Wie wahrscheinlich nur die Seeleute zu sagen vermögen, wo das Meer beginnt und wo es endet. Vielleicht würde ich lieber eine Geschichte schreiben, einen Roman, ein Drehbuch, um ihn begreifen zu können, herauszujäten, diesen *klopka*, und ich muss lachen: Bedeutet *klopka* im Kroatischen nicht Falle? Ich sehe im Wörterbuch der slowenischen Schriftsprache nach, das Wort *klopka* gibt es nicht. Vermutlich habe ich an *klobčič*, Knäuel, gedacht, aber es schrieb sich Falle hin. Es hat sich in einer fremden Sprache in mich eingeschlichen, und weil die Sprache vom Zustand in Gang gebracht wird, ist es klar, dass ich Falle sagen wollte. Ja, Falle. Ist denn mein Schreiben eine Falle? Dieser Wunsch nach Ganzheit? Und wieder zerteilt es mich, Falle, auf Slowenisch *past*, und *past* im Englischen, wie Vergangenheit, Vorübersein. Die Vergangenheit ist eine Falle. *Past is past*. Der Wunsch bleibt, ungeachtet seiner sprachlichen Zugehörigkeit, der Wunsch, die Mäander aufzulösen, die unbekanntesten Knotenpunkte, und dann wüsste ich. Wüsste ich was? *Ich stiege in den Fluss, den ich nur betrachte und dem ich hinterherrufe, er solle auf mich warten*. Ich zöge den Faden auseinander zu einer waagerechten Geraden von hier nach dort. Ich malte Punkte darauf, Jahreszahlen vielleicht, die Ereignisse meines Lebens. Alle Ufer meiner Aufenthalte. Ich reihte sie aneinander wie winzige Perlen an einer Halskette und legte sie mir um den Hals. Mit Sicherheit wüsste ich, müsste ich wissen, müsste ich erkennen, was das ist, was immer da ist, was in mir schlägt wie eine *ewige Vollendetheit*. (*Aber in mir würde noch immer alles zustimmend nicken: „Das ist ein Wort, nur ein Wort, das keinen Stoff zum Ausdruck bringen kann!“*) Aber in dieser Ausgeglichenheit der Zeitgeraden müsste ich es sehen. Wenn ich das ausspreche, befinde ich mich schon zugleich in der Nachbarschaft der *Unruhe* und zugleich eines brennenden hohlen Wunsches nach dem finalen Schnitt. Als wollte ich in einem Schwung die Welt verstehen und abschließen. *Aufhören unruhig zu sein*. Mein Leben am Ende des Fadens packen, das sich von jeher mit der anderen Hälfte küsst. Alles abschließen und alles Überflüssige gleichzeitig über die Schulter werfen. In den Papierkorb. In den Basketballkorb. Freiwurf. Eins Null. Ich führe. Ich

siege. Ich verliere, um zu siegen. Aber ich möchte keinen Wettkampf mehr. Mich messen. Ich kann nicht handeln. *Ich bin nur traurig, traurig und unruhig. Und das möchte ich nicht mehr.*

Nein, ich würde nicht wirklich abschließen wollen. Vielleicht spreche ich über den Tod, werden Sie sagen, aber es geht nur um die Koketterie des Ausdrucks, glauben Sie mir, die die Dichter so gerne auf die Buchdeckel drucken, um bei den Lesern Ehrfurcht zu erwecken und vielleicht schmerzvolle Bewunderung, denn er, der Schriftsteller, weiß, was sterben bedeutet. (*Wie in jedem sehr guten Film muss man auch hier ein bisschen Tod anbieten, ein bisschen Sex, ein bisschen Geburt, ein bisschen Schmerz. In allen sehr guten Ratgebern ist davon die Rede.*) Nein, im Grunde würde ich gerne neu beginnen. Über die Geburt sprechen. Wieder vom Nichts an. Von Anfang an. Einen Faden zwischen zwei Häusern spannen, zwischen zwei Zuhause, *zwischen dem Zuhause meiner Kindheit und dem Zuhause der erwachsenen Frau*, und dann im leichten Ballerinienschritt über den Abgrund treten. So habe ich mir als Kind den Beginn des Lebens vorgestellt. Auf ein Blatt Papier habe ich einen Jungen und ein Mädchen gezeichnet. Sie waren ungelent, zweifellos Kreise, einer im Rock, der andere mit einer geraden Linie in Hosen. Ich war klein, das waren eben meine zeichnerischen Fähigkeiten: einfache, bloße Linien, und zwischen ihnen, zwischen ihren Bäuchen, ein Faden. Nein, keine Geschlechtsteile, nur ein Faden zwischen ihren Körpern und auf dem Faden winzige Gestalten, geschlechtslos, undefinierbar, die in gleichmäßigen Abständen vom Vater zur Mutter marschierten. Von Nabel zu Nabel. Wie böse er auf mich war, mein Vater, er schwenkte das Blatt über dem Bett, auf dem ich lag, und schrie, wer mir diesen Unsinn vorgelogen habe. Ich verstand nicht, wessen ich mich schuldig gemacht hatte. Welchen Fehler ich begangen hatte. Er schrie nur und wedelte mit dem Papier. Vielleicht aus Verlegenheit. Ich weiß ja nicht, wir haben nie darüber gesprochen. Ich hätte gern begriffen, wie ich angefangen hatte. Mein Bruder grinste in sich hinein, er hatte mich verpetzt, das weiß ich. Und dann war alles vergessen. Die Erziehung darüber nämlich, wie ich geboren wurde. Wie all das angefangen hat. Sie kauften mir das Buch *Der Storch geht in den Ruhestand* und noch ein paar ähnliche Geschichten dazu. Auch das über die *Kleine Hausfrau*, in dem die Mutter ins Krankenhaus geht und die brave Tochter dem Vater Wiener Würstchen und Pudding

kocht. Wie wünschte ich mir, dass meine Mutter einmal krank würde, um mit ihm allein zu sein, um ihm zu zeigen, dass ich weiß, wie man ein Abendessen zubereitet. Aber meine Mutter war immer gesund, kräftig, unbesiegbar. Nur einmal musste sie im Bett bleiben, als sie mein Brüderchen oder mein Schwesterchen abgetrieben hatte. Und so konnte ich von Abenden mit Pudding und meinem Vater nur träumen. *Mit dem Vater zusammen zu sein wurde nach der quasiliterarischen Vorlage „gleichsam didaktischer“ Natur nur in dem Fall möglich, dass die Mutter brüchig, hinfällig, abwesend wird. Welch schwerer, schmerzvoller Anker für alle Generationen, denen derartige Jugendratgeber geschenkt wurden: Mutter, geh weg, entferne dich, übergib dem Vater ein Stückchen Raum deiner Güte und Gesundheit! Mutter, ersticke ihn nicht mit deinem Heiligenschein!* Aber neu anfangen, bei nichts, ist vielleicht die gleiche Falle, ein Gesicht derselben Person, nur dass man sich auf der anderen Seite der Medaille wiederfindet. Der Schmerz der Ungeduldigen und Unterernährten.

Vielleicht müsste ich am Ende anfangen, das kein Ende ist. Vielleicht nur der Anfang der Abwicklung. Solange wir leben, scheint es uns, als hätten wir unendlich viel Zeit vor uns. Und wenn wir sterben, verdichtet sich diese Zeit, verflacht. Die Zeit verschwindet. Unumkehrbare Nächte versenken uns in ihrer Brust. Wenn wir sterben. *(Mit einem Schuss Perversität tunken wir Schriftsteller unsere schlechten Angewohnheiten noch immer in den Gedanken an den Tod, werden Sie sagen.)* Nicht zuletzt wäre es aber gerade die Nabelschnur, durch die ich mit dem Gedanken ans Ende geprägt wurde, denke ich. Als ich geboren wurde, war mir nämlich die Nabelschnur dreimal um den Hals geschlungen. Manche sagen, ich habe schon damals fortgehen wollen. Schnell Schluss machen. Mal kurz reinspitzen und dann die Tür wieder zuschlagen. In einem Schwung alles durcharbeiten, das sommerliche Augustgewitter kennenlernen und den Durchzug und sich von diesem irdischen Mist lossagen. Im Gegenzug meinen jungen Schöpfern unendlichen Schmerz zufügen und ihnen die Freude an einer kleinen kreischenden Kreatur vorenthalten. So plärrte ich lieber los, vielleicht aus Neugier, was sich dahinter verbirgt, oder eben aus Entgegenkommen ihnen gegenüber, und noch heute liebe ich Halsketten. Und noch heute bin ich entgegenkommend. Ein witziger Gedanke, dass man sich in Korallen kleidet, aber damit nicht seine Reize oder

seine Eitelkeit betont, sondern seine Endlichkeit. Die Menschen wissen nicht, dass man im Putz des Kitsches eine Notiz des Endes trägt. Eine Aneinanderreihung von Korallen, die jetzt im Meer unruhig auseinanderkullern.

Anfangen. Aufhören. Die Eigentlichkeit jagen. Im Grunde bin ich aber immer noch hier und warte auf Erlösungen. Ich verzögere. Damit mich jemand in die Ecke drängt und mich zwingt, loszulegen. Damit mir jemand die Stützräder abmontiert. Damit mich jemand ins Wasser wirft. Warten auf die magische Erlösung. Welche Schwäche. Woher habe ich das? Die Erlösung kann auch ein Topf voll gekochter Spaghetti und eine Dose Bohnen sein, was uns satt macht, die Unruhe in den Eingeweiden stillt, aber nur für kurze Zeit, unsere Entleertheit füllt. Die Bauchspeicheldrüse meldet dem Gehirn, dass alles in schönster Ordnung ist, und ersetzt mit der Täuschung die Leere, die immer größer wird oder ein Schatten der Leere wird. Ich weiß es doch nicht. Ich weiß nur, dass es eine Niederschrift gibt, einen leeren Raum der Täuschung. Genesung? Es ist wie ein Schwindefluss, den es gibt und nicht gibt und der wieder entsteht. Und obwohl ich alle Tricks beherrsche, um ihn durch Gesundheit zu ersetzen, mit Laufen, mit immer neuen Aktivitäten, ist er, in irgendeinem Nachhall, noch immer. Verbissen strampeln wir mit dem Mountainbike den Abhang hoch, bis unser Kreuz schmerzt, bis unsere Knie brennen, und auch nach der Operation, wenn schon alle in einen hineinlangt, wenn die Welt in einen hineinlangt, wenn man gezeichnet ist von Namen, Worten, Skalpellen, zerbrochenen Illusionen, tritt man noch immer in die Pedale, schwitzt und verflucht den Berg, aber ist ihm zugleich dankbar, dass er einen so stiefmütterlich behandelt, dass er den Wunsch nicht zulässt, sich einen Augenblick in sich selbst zu beruhigen: denn man müsste sich ein für alle Mal selbst in die Augen blicken, man müsste sehen. Dort, in der Ebene, ist alles sichtbar, offen. Das Tal der Klarheit erstreckt sich vor einem wie die Linien auf der Handfläche. Aber es ist nie gut, zu schnell zu sehen. Um nicht auszubrennen von zu viel Licht, von zu starken Strahlen der Wahrheit. Wessen Wahrheit? Damit man nicht fortgeht. Damit man nicht stirbt. Wenn ich es wüsste, stürbe ich also? Ist *erfahren* wirklich mit *sterben* verbunden? *Einen Faden zwischen zwei Häusern*

spannen, *zwischen zwei Zuhause, zwischen dem Zuhause meiner Kindheit und dem Zuhause der erwachsenen Frau.* Werde ich mich über diesen Abgrund wagen?

Deshalb jagt man den Berg hoch, weil man nie den Gipfel sieht. Weil man nie wirklich das Ende sieht. Und wenn man schon denkt, man sei auf dem Gipfel, taucht ein neuer Gipfel auf. Oder man schafft ihn sich unter Schmerzen selbst. Immer aufs Neue stellt man sich vor die Klagemauer. Immer aufs Neue fürchtet man sich, zu begreifen. Was begreifen? *Dass man mit der endgültig angenommenen Liebe sterben müsste?* Wenn sich nur für einen Moment der *anstrengende Weg* in einen legte, denkt man, und immer denkt man an das, was am wenigsten passt.

Wenn ich mich nur *anfreunden* würde wie die dünne Spur weißen Zuckers auf dem Tisch, die durch ein Missgeschick aus der Papiertüte gerieselte ist, stellte ich fest, dass es immer dort ist, noch immer dort, mehr noch, dass es sich von dort nie fortbewegt hat, weil ich nicht will, dass es sich fortbewegt. Ich landete an ein und demselben wackligen Tisch, an dem Kirschholztisch meiner Kindheit. Und starrte in mich selbst in Anwesenheit des liebsten Antlitzes, das nicht da ist. *Vaters Antlitz.*

Aus dem Slowenischen von Ann Catrin Apstein-Müller